

Die Neue Welt

Nr. 17

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dislektanten des Lebens.

Roman von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

Es war eine Thorheit gewesen, daß Lena den Weg zu Fuß gemacht hatte. Auf der Station war ihr gesagt worden: „Eine Stunde, wohl auch anderthalb“. Das war doch nicht schlimm! Bis man ihr einen Wagen geschafft hatte, konnten Stunden vergehen; und sie hatte Gile, eine fieberhafte Ungebuld trieb sie vorwärts.

Es war Mittag. Kein Sonnenschein; ein milder umzogener Himmel. Muthig wanderte die junge Frau auf der Landstraße, sie hatte sich den Weg beschreiben lassen. Wie schön, wenn sie das viele Geld für den Wagen sparen konnte! Und nebenbei hatte dies Wandern den Reiz der Neuheit. Häuser waren nicht zu sehen, von Menschen keine Spur; eine freie unverbrauchte Luft wehte über die Fläche. In der Ferne blaute Kiefernwald.

Dies Gehen in der unbegrenzten Weite that wohl. Wenn Richard sie so sehen könnte! Er hatte heute Morgen auf dem Bahnhof in einer lebhaften Erregung von ihr Abschied genommen: „Komm bald zurück und gesund!“ „Und glücklich,“ hatte sie lächelnd hinzugesetzt.

Ihr Herz war geschwellt von hoffnungsvoller Gewißheit, ihre Brust hob und senkte sich unter tiefen Athemzügen. Es konnte ja nicht anders sein, der Onkel mußte ihre Bitte gewähren!

Wenn jener Krähenchwarm nicht aufzog, bis sie hundert gezählt, dann, dann gab er ihr die hilfreiche Hand!

Sie zählte hastig — nun war sie bei sechzig — die schwarzen Vögel auf dem kothigen Acker waren unrühig geworden — siebzig, achtzig — brrr, sie schwirrten auf und flatterten mit schwerem Flügelschlag hinter jene Erdwelle.

„Oh!“ Lena's Gesicht überflog eine kleine Enttäuschung. Sie blickte sich prüfend um; war sie denn auch auf der richtigen Straße? Vor kurzem hatte sich der Weg gerichtet; der, auf dem sie jetzt ging, schien sich in den Feldern zu verlieren. Sie knöpfte ihren Mantel fester zu, ein feuchter Nebel, kein Regen, nähte nieder, aber er fröstelte durch bis auf's Mark. Hier draußen war's bedeutend winterlicher als in der Stadt. Sie hatte jetzt den Wind entgegen, er schnitt ihr in's Gesicht und erschwerte ihr das Vorwärtskommen.

Nein, dies konnte nicht der rechte Weg sein! Rasch entschlossen drehte sie um und ging zurück, woher sie gekommen. Nun war sie am Scheideweg. Wichtig, das hatte sie vorhin übersehen! Da stand auf dem weißgetünchten Meilenstein mit schwarzer Aufschrift: „Althöfchen, 4 km.“

Ein plötzlicher Schreck durchrieselte sie, so weit war's noch?! Sie fühlte auf einmal eine Würdigkeit und große Niedergeschlagenheit; eine bange Schwer-

muth, wie sie die in letzter Zeit oft empfunden, bemächtigte sich ihrer wieder. Die Landschaft öde, kein Baum, kein Strauch. Der Himmel bleigrau, in der Ferne der Kiefernwald wie ein gestreckter dunkler Finger.

Eine trostlose Verlassenheit lag in der Luft. Mechanisch setzte sie die Füße, die nasse Erde klumpete sich unter ihren Absätzen; es wurde ihr sauer, rüftig auszusprechen. Der Wind nahm ihr den Athem, der eigene Leib wurde ihr schwer zur Ueberlast. Ob sie Althöfchen je erreichen würde?

Und wenn nun Alles umsonst war, der Onkel sich von ihnen abkehrte, keine Hilfe gewährte?!

Nein, das konnte nicht sein!

Es ging weiter. Eine starke Stunde mochte vergangen sein. Die Einsame hatte eine Sehnsucht, eine Gier, Menschen zu sehen, Menschen zu sprechen. Scheu sah sie sich um. Raben krächzten; auf dem nächsten Felde lag noch faulendes Kartoffelkraut und sandte einen Moderdust herüber. Es roch nach lauter Verwesung.

Mit großen, entsetzten Augen starrte die junge Frau geradeaus — kam das Althöfchen denn nie? Sie sah nichts, kein Gehöft, nur immer die gleiche endlose, graue Weite. Doch halt! Dort, den Sandbuckel herunter kam ein dunkler Strich, und ein kleinerer bewegte sich daneben. Menschen, Menschen!

Lena beschleunigte ihren Schritt, sie rannte, daß ihr der Schweiß von der Stirn lief und ihr Herz ein wunderliches Klopfen begann.

Unter ein paar alten Weiden mit gespaltenen Stämmen begegneten sie einander. Ein Bauernweib war's; ein Kind hing ihr am Nack, und ein anderes erwartete sie. Aber ihr Gesicht war frisch und roth, ihre Augen klar. Verwundert sah sie die fremde Stadtbame an.

„Guten Tag,“ sagte Lena; sie war froh, die eigene Stimme wieder zu hören. „Können Sie mir nicht sagen, wie weit es noch bis Althöfchen ist?“

„Wollt Ihr darhin?“ fragte das Weib und musterte die Fremde neugierig. „Ihr wollt wohl bei den Harre? Seid von der Bekemtschaft? Na, noch ein Ende lang is't, 'ne gutte halwe Stund'. Wann Ihr an den See kommt, dann dreht Euch links, dann seht Ihr't Schloß liegen. No jo, so 'ne Stund' braucht Ihr noch!“ Sie lachte, als sie das verstörte Gesicht der Dame sah. „Jo, Freilein, Ihr seid dat Gehn nich gewohnt wie unsereins — Gottliebchen, gib der Freilein, dat schene Händchen — ich han er sehn, Freilein, um dat siebte —“ Sie hielt inne und strich sich die Schürze glatt. „Der Harre sagt, es seind er zu vilte. Aber Freilein, mer freit sich doch sehn!“

Lena erwiderte nichts; es hatte sie plötzlich durch-

zuckt, wie sie das kräftige lachende Bauernweib ansah. Sie blickte sich zu dem Jungen und strich ihm über den Flachstopf; sie hätte dem Kinde gern etwas geschenkt, aber sie besaß nichts. Endlich fiel ihr ein, sie hatte ein paar blanke Fünfpennigstücke im Portemonnaie; sie zog's aus der Tasche und hielt dem Jungen das Geld hin.

„O ne, ne, Freilein,“ sagte die Mutter eifrig, „steck Eier Geld ein! Thu Dir bedanken, Gottliebchen, for den guten Willen, aber“ — sie richtete sich so stramm auf, als es ihr möglich war — „wir sorgen allein for unsere Kinder. Was mein Mann is, der will dat so.“ Sie ergriff die Hand der Dame und schüttelte diese kräftig: „Ich danke och sehn sehn — also Ihr geht hier eruf bis zum See un dann links! Ihr könnt Euch nich irren gehen, Freilein!“

Das Weib sagte den Buben fester, nickte freundlich und machte sich mit weit ausholenden Schritten wieder auf den Weg. Ihr Rockzipfel wackelte, auf ihren breiten Rücken fielen die Enden des Kopftuches, flatterten auf und flatterten nieder wie im Taft.

Lena starrte der Bäuerin nach, bis ihr der feuchte Nebel den Blick trübte. Sie hätte hinter der Davoneilenden herrufen mögen: „Sag, wie machst Du's? Sieh mir Deine Kraft, Deinen Frohmuth!“ Sie hätte es schreien mögen, laut, gellend, herausgepreßt aus heimlicher Todesangst. Sie fühlte es genau, wie eine jähe Offenbarung war's über sie gekommen beim Anblick des Weibes — auch sie wurde Mutter.

Reuchend stieg sie den Sandbuckel hinan; oben auf einem verwitterten Weidenstumpf ließ sie sich nieder. Sie war erschöpft. Der Wind umsanfte sie. Schauernd zog sie ihr Kleid an sich und schloß für Minuten die Augen. Was sie seit Wochen dumpf geahnt, in einem lethargischen Einbrüten halb gehofft, halb gefürchtet — nein, nur gefürchtet, gefürchtet! — stand jetzt in unheimlicher Gewißheit da. Auch das noch?!

Ihre Augen zwinkerten, als wollten sie weinen; aber keine Thräne kam, nur ein trockenes Aufschlucken hob ihr die Brust. Richard würde sich nicht frenen, er würde außer sich sein; deutlich hörte sie seine Stimme sagen, wie damals am Tage der Ausfahrt mit den Italienern, „Lena, um Gottes willen — das wäre schrecklich, schrecklich!“

Verstört sah sie auf und um sich. Schrecklich — schrecklich —!

Der Wind fing ein Heulen an und riß sie beinahe von ihrem Sitz. Mühsam erhob sie sich, sie fühlte eine bleierne Schwere in allen Gliedern und eine noch größere Last im Herzen. Aufrecht stand sie jetzt; der Nordwest peitschte ihr die Haare um das erbleichte Gesicht, ihre Lippen zuckten, bis sich

ein Zug trotigen Eigenwillens um sie festsetzte. Sie würde es ihm verheimlichen, so lange als möglich — nichts sagen.

Mit vorgebeugtem Oberkörper, außer Athem, zitternd, mit Anspannung aller Kräfte wanderte sie weiter. Sie schleppte sich. Ihr war, als seien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alle in diese einzige Stunde zusammengedrängt. Als sei es die Stunde vor ihrem Tode. Und sie starb nicht an körperlicher Erschöpfung; nein, nur an dieser großen starren Müdigkeit ihrer Seele, an ihrer eigenen furchtbaren Hoffnungslosigkeit.

Schritt vor Schritt. Minnte um Minnte.

Da war der See. Sein Spiegel blinkte, im Rohr klagte ein wilder Vogel.

Lena sah und hörte Alles wie im Traum. Sie dachte gar nichts mehr, an Niemanden mehr; sie wußte nur noch dumpf, daß sie weiter müsse, nicht hier liegen bleiben könne zum Spiel der Nebel und Stürme.

Wieder Schritt vor Schritt. Minnte um Minnte.

Da ragte der Thurm eines Kirchleins; hinter jener Ackerwelle rothe Ziegel- und Strohdächer, Baumgruppen und dahinter dunkler Wald.

War das wirklich ein Thurm? Waren das Häuser? Lena's Augen schauten blöde, sie traute nicht mehr recht. In ihrem Kopfe surrte und brummte es, vor ihren Ohren war ein Rauschen, ihr Rücken drohte zu brechen; ihr Herz setzte jetzt den Schlag aus und jagte jetzt wie gepeitscht.

Da war eine Straße im Dämmerlicht — da waren Häuser, die auf und nieder tauchten — da war ein Mann —

Und dann nichts. Ein großes Nichts.

XVI.

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte Tante Hannchen, „das arme Ding! Wie leid sie mir thut!“

„Ne was,“ brummte Onkel Hermann, „Beriücktheiten wie immer! Eraltirte Gesellschaft! Kann keine Frauen leiden, die Ohnmachten kriegen.“ Er sah die Schwester durchbohrend an und räusperte sich anzüglich. Einmal in ihrem Leben war Hannchen in Ohnmacht gefallen, er hatte ihr das nie verziehen.

„So 'ne Dammlichkeit, herzulaufen, wenn man den Weg nicht kennt! Wäre ich nicht gerade bei der Hand gewesen, hätte sie im Dreck gelegen — ja, im Dreck!“ Er betonte das letzte Wort besonders kräftig. Tante Hannchen's ganze Antipathie waren solche Kraftausdrücke; nun wendete er sie mit Vorliebe an.

„Pst — nicht so laut!“ Das alte Fräulein wagte, ihm die Hand auf den Mund zu legen. „Sie schläft gerade ein bisschen. Als sie zu sich kam, hat sie geweint und geweint, weiter nichts als geweint. O du mein Himmel!“ Die alte Dame fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen; dann versuchte sie im Balletenschritt nach der Stubenthür zu schweben und durch die Ritze zu sehen.

„Du kannst ja nicht,“ sagte er, stieß sie bei Seite und brachte den dicken Kopf an die Spalte. Erschrocken fuhr er zurück. „Schläft nicht mehr, sitzt aufrecht im Bett und starrt mit Augen vor sich, die einen gruseln machen können. Ich werde mal rein gehen und sie fragen, was sie eigentlich will.“

„Ach Du wirst doch nicht, Du wirst doch nicht,“ jaunerte die Schwester. „Bitte, laß mich doch gehen, mich! Bitte!“

„Ne, ich gehe!“

„Nein, ich!“ Sie hing sich ihm an den Rockschloß.

„Hanne!“ Er sah sie drohend an und stieß sie weg. Sie drängte sich wieder vor.

„Ich — pos Knuck!“

„Ich — ach Himmel!“

„Dumme Marjelle, laß mich!“

„Nein, Du erschreckst sie — laß mich nur. Siehst Du wohl?“

„Au!“ Bredenhofer schlenkerte die Hand hin und her, er hatte sich empfindlich gequetscht. Ganz schwach durch die plötzliche, nie geahnte Energie der Schwester wich er zurück.

„So,“ sagte Fräulein Hannchen und drückte die Thür hinter sich in's Schloß.

Grollend legte sich der Alte auf's Sopha und

ließ die Grünen über die Lehne banneln. „Wenn ich nur wüßte, was das Frauenzimmer eigentlich wollte — kommt daher geschneit! — Was will sie? Geld — natürlich Geld, Messer wird ihnen an der Kehle sitzen. Nichts da — gebe keinen Pfennig — hab's gesagt, ziehe meine Hand ab. — Undank, Undank wie immer — i was!“ Er trommelte mit den Grünen gegen das Sopha. Was ging ihn die Gesellschaft an? Sie war kein Jota besser als die ganze übrige falsche Welt; und doch lauschte er auf jede Bewegung im Nebenzimmer, auf jeden Laut.

Das blasse Gesichtchen schwebte ihm immer vor, das so kalt und still auf seinem Kockärmel gelegen; ein armes Gesichtchen mit schmerzlich verzogenen Lippen und tiefen Rändern unter den geschlossenen Augen.

„Donnerwetter!“ Er kratzte sich heftig in der buschigen Haarmähne — wenn er nicht gerade da gestanden hätte! Gerade sehr à propos. Was wäre aus dem armen Fräulein geworden?! Auf der schmutzigen Gasse gelegen — garnicht auszubedenken, nicht auszubedenken! Aber was wollte sie nur? Was führte sie hierher?

Hermann Bredenhofer versank in tiefes Sinnen.

Drinnen in der Atzungsfernstube von Tante Hannchen lag Lena auf dem Bett. Wie sie dahin gekommen, wußte sie selbst nicht; nur unklar schwebte ihr eine Erinnerung vor, eine furchtbare, an einen langen, langen Weg, an eine nicht endemwollende Pein. Man hatte ihr dann starken Wein und heißen Kaffee eingefloßt; sanfte Hände hatten ihr das beengende Kleid aufgeklopft und die Nadeln aus den Haaren gezogen; sie hatte dabei weinen müssen wie im Traum, sie hätte sich so gern etwas von der Seele herunter geschwemmt, aber es ging nicht, es ging nicht — hier saß es, hier!

Sie stemmte beide Hände gegen die Brust und setzte sich auf; matt ließ sie ihre Augen im Zimmerchen umher schweifen. Eine grün verhangene Lampe brannte. Wie hübsch war das hier! Dort auf dem Fensterbrett eine blaßblühende Monatsrose, sie sandte einen süßwehmüthigen Duft herüber. Auf dem Nähtischchen Knäule und Strickstrümpfe, über der Kommode die große Photographie eines hübschen jungen Mannes, darüber ein Bibelzitat mit buntem Papier und Wintergrün umsteckt. Lena versuchte mit stummenden Blicken zu lesen. „Die Liebe höret nimmer auf“ stand da.

Wer mochte der hübsche junge Mann sein?

War das still hier und friedlich! Leise tickte die schwarzwälder Uhr an der Wand neben dem Kachelofen; dort, in der warmen Ecke, sorglich aufgehängt, stimmte auch der Kanarienvogel die winterlich umschleierte Kehle. „Tiri, tiri, tiri“ — es klang so zart, so schläfrig wie ein Wiegenlied. Er sang im Schlaf.

Das junge Weib sah um sich mit einem bangen, sehnsuchtsvollen Ausdruck — wer hier lebte, der mußte glücklich sein! „Ach —!“

Die Thür hatte geknarrt.

„Warum seufzt Du so, mein Kind,“ piepte Tante Hannchen's Stimmchen, „ist Dir jetzt besser?“ Die alte Dame trat dicht an's Bett, eine feine Röthe der Schüchternheit überflog ihr welkes Gesicht. „Du erlaubst doch, daß ich Dich, Du, nenne, liebe Lena?“ Und als diese sie verwundert ansah, lächelte sie freundlich und ein wenig resignirt: „Ich bin nämlich Tante Hannchen. Du wirst Dich meiner kaum mehr erinnern; es war ja damals nur flüchtig, und ich habe wirklich so wenig Bemerkenswerthes an mir. Aber ich hatte damals gleich Sympathie für Dich, hätte mich Hermann nicht so weggerissen — den ganzen Strumpf mußte ich aufziehen, die Mäuschen lagen unten, der Faden lag verheddert — ja, ja!“ Sie seufzte ein bisschen, lächelte wieder und streichelte Lena's lang herunterhängende schöne Haare. „Was Du für Locken hast — so eine liebe kleine Frau!“

Lena, von einem plötzlichen Impuls getrieben, streckte beide Arme aus und schlang sie um den Hals der sich über sie Beugenden. „Ihr müßt uns helfen,“ murmelte sie, „helfen!“

„Ja, ja, ja — ei, ei, ei,“ flüsterte Tante Hannchen, wie man ein Kind beschwichtigt. „Er ist sehr poltrig, aber er ist sehr gut; er wird schon helfen.“

„Helfen —?“ Die junge Frau schauderte zusammen. „Niemand kann helfen! O doch, doch,“ sagte sie dann plötzlich, sich bestimmend; „ich bin ja gekommen, ich wollte in Richard's Namen den Onkel bitten. Er hat sein Bild nicht verkauft — wir müssen die Miethe zahlen — wir haben kein Geld — wir brauchen Geld — wir haben nichts, garnichts!“

„Um Gotteswillen!“ Tante Hannchen faltete ihre Hände um die sich angstvoll ausstreckenden der jungen Frau. Sie wußte weiter garnichts zu sagen; sie war sehr erschrocken, die verstört auf sie gerichteten großen Augen machten ihr bange. Lieber Himmel, was man so im Leben Alles durchmacht! Die gute Tante trippelte von einem Fuß auf den anderen. Es war so still im Zimmer, der Kanarienvogel sang nicht mehr, er saß angeplustert wie ein gelbes Bällchen und hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt. Sie lief hin, froh, etwas zu thun zu haben, und deckte ein Tuch über das Bauer. Dann kam sie mit einem Stamm und begann Lena's verwirrtes Haar zu strählen. Vorsichtig glättete sie die Locken, leicht mit liebevoller Hand.

Die junge Frau sah immer geradeaus, keine Regung auf dem Gesicht. Plötzlich sagte sie: „Wer ist der hübsche junge Mann dort — da — wo das drunter steht von der Liebe?“

Die alte Dame wurde blutroth; über ihre welken Bäckchen, um ihr spitzes Näschen zuckte es eigenthümlich. „Der war mein Bräutigam,“ antwortete sie. „Bei Düsseldorf 64 ist er gefallen. Veinabe wären wir verheirathet gewesen, denn im Juli sollte die Hochzeit sein — beinah! Meine ganze Aussteuer lag fertig, ich habe immer gern genäht und gestrickt; aber es ging damals fixer.“ Sie nickte wehmüthig: „Es sollte nicht sein; er sollte auch die schönen neuen Socken nicht tragen — ach ja, man macht was durch!“

Sie pugte sich kraupfhaft die Nase und schluckte ein paar Mal.

Lena sah noch immer starr gerade aus. „Hast Du ihn sehr geliebt — so — so wie ich —“ sie stockte. „Hast Du ihn sehr geliebt?“ fragte sie mit einem merkwürdig dringenden Ausdruck. Langsam drehte sie den Kopf auf die Seite und sah der Anderen mit einem scharfen, spähenden Blick in die Augen, als wollte sie selbst die Wahrheit herausfinden. „Hättest Du ihn auch ebenso geliebt, wenn — wenn — ich meine, wenn da allerhand Noth gewesen wäre?“

„Ebenso,“ sprach das alte Fräulein fest. Die dürftige Gestalt reckte sich, zärtlich nickte sie zu dem Bild hinüber. „Sie sagten, er wäre ein bisschen leicht gewesen und am Ende wäre es gut, daß ich ihn nicht gekriegt hätte. Ach —“ sie lächelte mitleidig — „viele Menschen sind so unduldsam und machen einander das Leben schwer. Lieber Gott, ein bisschen leicht sein! Wenn man sich wirklich lieb hat, versteht man alle Schwächen und verzeiht sie einander; man ist sich ja so nöthig. Die Liebe höret nimmer auf!“ Sie ging hin und rücte an dem Grünzeug, das den Spruch begrenzte; die Papierrosen raschelten unter den dünnen Fingern. „Gelt Du?“ sagte sie und sah zu dem Bild auf.

Als Tante Hannchen an's Bett zurücktrat, streckte ihr Lena die Arme entgegen. Sie weinte leise.

Die kleine, trippelnde, verlegene Frauensperson half der jungen, schlanken in die Kleider.

Man sah es Lena an, es wurde ihr schwer, sich aufrecht zu halten, aber sie bestand darauf, gleich, jetzt gleich mit dem Onkel zu reden. „Ich muß,“ sagte sie mit einer Entschlossenheit, die an Verzweiflung grenzte. „O, die Angst!“ Sie preßte beide Hände gegen die Brust.

„Hast Du solche Angst? Armes Kind, hab' nur keine Angst,“ ermunterte Tante Hannchen und drückte leise den zitternden Arm, der in dem ihren lag. „Er ist wirklich gut. Geh nur hier herein!“ Sie schob die Wohnzimmerthür auf.

Bei dem Eintritt der Beiden schnellte Bredenhofer die Grünen vom Sopha und setzte sich stramm auf. Mit seiner grimmigsten Miene musterte er die junge Frau — sah erbärmlich aus — hm!

Lena trat dicht an den Tisch, während Hannchen aus dem Wandschrank Gläser und eine Ungarweinfflasche hervorkramte.

„Klappere nicht so,“ fuhr der Bruder sie an. „Hol' mal was zu futtern! Dalli, dalli!“

Mit einem heimlichen, eifrigen Kopfnicken gegen Lena verschwand das Fräulein. Dieser erschien die Stube mit den unzähligen Pfeifenköpfen und dem blanken Lederopha auf einmal ungemüthlicher; ihr war, als sei ein guter Schutzgeist daraus entwichen. Sie blieb stumm und sah immer vor sich auf die polirte Tischplatte.

„So, so — hm, hm,“ machte endlich Bredenhof; dann legte er die flache Hand mit Behemung auf den Tisch. „Ist ja eine nette Geschichte! Na, wie geht's Ihnen jetzt, Frau Nichte, wieder hergestellt, was?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, ohne die zwinternden Lider zu heben.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen einfiel, zu Fuß hier angefoßt zu kommen; da giebt es doch Fuhrwerk! Aber natürlich Alles anders wie andere Leute, was Besonderes!“

„Ich wollte das Geld für den Wagen sparen, Richard hat jetzt —“

„Schweigen Sie mir von Richard, von dem Fanfaron, dem Thunichgut! Ein ganz undankbarer Junge! Ist das 'ne Art? Ich will nichts von ihm wissen!“ Hermann Bredenhofers fühlte sich stets und überall von Undank umgeben; sein Wettern darüber war das Stedenpferd, das er ritt.

Lena wußte das nicht; ihre Lider schlugen sich auf, sie sah ihn starr an: „Undankbar? Warum undankbar?“

„Na, etwa nicht?“ brummte er und erhob die Stimme mit jedem Wort lauter. „Ich, sein Onkel, habe viel für ihn gethan, als er noch als kleiner Hosenpanzer herumkief — und später? Na, er war ja immer mehr begabt als Andere, man hat sich was Extras von ihm versprochen. Aber Geld hat er auch immer mehr verbraucht als Andere. Wer hat ihn denn jedesmal flott gemacht? Der Onkel! Als der Junge mündig war, hat er die Verwaltung von den paar Groschen, die ihm als mütterliches Erbtheil zutamen, selbst übernommen. Wer sagte: Thu' das nicht? Der Onkel? Fragen Sie ihn nur, junge Frau, wo das Geld geblieben ist, wieviel er noch übrig hat. Wer hat ihn nach Italien reisen lassen? Wer hat ihm jeden Wunsch gewährt, ihm sein Leben so angenehm und pläjärllich gemacht, wie nur je ein Vater seinem Kinde? Der Onkel — ich, ich, ich!“ Bredenhofers stieß sich bei jedem „ich“ mit dem dicken Zeigefinger vor die Brust. „Aber der undankbare Bengel! Nicht allein, daß er sich verplempert und die gute Partie links liegen läßt — nee, er fragt nicht mal! Vergißt alle und jede Rücksicht, jede Ehrfurcht; vergißt, wie dankbar er zu sein hat, kommt nicht bei Zeiten zum Onkel und sagt: Hör' mal, Du, so und so, ich möchte gerne Eine heirathen, sei Du so gut und sieh sie Dir mal an, ich bin Dir so viel Dank schuldig, ich thue nichts ohne Dich! So bewahre! Da wird der Kopf aufgesetzt, und wenn man die Dummheit nicht gut heißt, wird gemault. Ich danke für so 'nen Undank!“ Der Alte hatte sich warm geredet, seine rothe Stirn war noch röther geworden; der Hals war ihm trocken, darum schwieg er.

Daß Tante Hannchen nicht in der Stube war! Wo blieben die trippelnden Beinchen, das piepsige Stimmchen so lange?

Es erschien wie eine Unmöglichkeit, daß Lena noch blässer wurde; und doch wurde sie's. Sie hatte sich rasch erhoben und stand jetzt hinter ihrem Stuhl, die Hände auf die Lehne gestützt. Ihre blutleeren Lippen preßten sich eigenstimmig zusammen, ihre Augen blickten düster und abweisend.

Bredenhofers sah sie an, als erwarte er ein Wort von ihr; sie sprach nicht. „Na,“ sagte er gutmüthig, „erbärmlich genug sehen Sie noch immer aus. Wir werden Sie ein bischen hier behalten und mit frischer Milch und Eiern auffuttern; die Hamme locht ganz gut. Mag der Bengel sehen, wie er allein zurechtkommt. Warum hat er Sie denn eigentlich hergeschickt? Bei diesem Mopskopf — er streckte den einen Pantoffel vor — „ich bin gespannt. Warum — he?“ Nun streckte er auch den zweiten Schuh vor.

„Ich sollte Sie etwas fragen.“ Mühfam und gepreßt stieß sie die Worte hervor. „Aber es hat

Zeit bis morgen, ich — kann — jetzt — nicht!“ Sie versank in eifiges Schweigen.

Kam denn Tante Hannchen noch nicht?! Der Onkel war be'eidigt. Solcher Undank! Man ließt sie von der Straße auf, und wenn man sie fragt, antwortet sie nicht mal! „Na, denn nicht,“ sagte er kurz; und dann schwieg er auch.

Jetzt kam Tante Hannchen. Lieber hätte sie sich nicht so lange beim Schintenschneiden aufhalten sollen; ob er nun so glatt und fein war, das war ganz egal, besser wäre es gewesen, sie hätte hier geglättet.

Beide saßen mit krausen Stirnen. Das Fräulein merkte es sofort, hier stimmte nicht Alles. Mit angstvoller Miene sah sie von Einem zum Anderen.

„Globe mich nicht so an,“ schrie Bredenhofers. „Stell' nu endlich mal her! Ich weiß nicht, wie ihr Frauenzimmer seid, gleich so vertatert; ganz anders wie unsere!“

Lena hatte eins der appetitlichen Brötchen mit rothiger Fleischscheibe und feiner Sahnenbutter vor sich liegen, sie schnuppelte daran herum, aber sie aß nichts; nur das Glas Ungarwein stürzte sie wie eine Verschmachtet hinunter.

Eine Unterhaltung kam nicht in Fluß. Tante Hannchen gab sich die größte Mühe; sie ging ganz aus ihrer ewigen Verschüchternung heraus und hielt den drohenden Blicken des Bruders Stand. Sie erzählte von den Dorfkindern, Geroks Palmblättern, vom kommenden Weihnachtsfeste und den jungen Hühnern im Stall.

Lena sagte, daß sie Geroks Palmblätter zur Konfirmation bekommen, aber nie gelesen habe. Damit war's aus; am Uebrigen nahm sie keinen Antheil.

Die Augen der jungen Frau hatten einen trostlosen Ausdruck, schwach lehnte ihre Gestalt im Stuhl; man glaubte ihr's, daß sie angegriffen sei, als sie nach einer durchgequälten Stunde bat, sich zurückziehen zu dürfen.

Tante Hannchen hatte ihr ihr Zimmerchen eingeräumt. Dort hinein ging sie nun nach kühlem Gutenachtgruß, sank vor dem Bett auf die Kante und biß in die Kissen; man sollte sie nicht schluchzen hören. Zammerlaut auf Zammerlaut drängte sich über ihre Lippen, und in ihrem Herzen regte sich eine ungeheuer große Beleidigung und häumte sich wild.

Verplempert — Partie ausgeschlagen — Dummheit — es traf sie wie unerträgliche schmerzhaft Schläge. Was hatte der rohe Mann Alles gesagt?! Sie schüttelte sich und zog sich dann zusammen wie eine Mimose, die man uniaust berührt.

Die Geschwister drümen im Wohnzimmer hatten noch einen ziemlich erregten Abend. Hermann beklagte sich über den Mangel an Vertrauen von Seiten der Nichte und über den Undank der Welt im Allgemeinen; Hannchen erlaubte sich zu sagen, daß er selbst daran schuld sei, da er die Leute immer unpoktere und Keinen zu Worte kommen lasse. Eins gab das Andere. Bredenhofers warf der Schwester all ihre Missethaten vor, selbst ihre Thunmacht vor über dreißig Jahren bei der Nachricht vom Tod ihres Bräutigams. Hannchen weinte zuletzt.

Und alles Dies unterdrückt, das ganze erregte Gespräch im Flüsterton, um ja den hereingeschreien Gast im Nebenzimmer nicht zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Wirthschaft.

Von V. Schönhoff.

So viel Wirrnih herrscht schwerlich in einem anderen Bereich geistiger Arbeit, als in dem der Kunst. Das Wort ist hier im weitesten Sinne gebraucht: als durchaus notwendiger, nicht bloß verschönernder Ausfluß allgemein menschlicher Kulturthätigkeit.

Süßliche Schöngesterei hat hier ebensowohl geübt, wie ein barbarisches Progen mit eigenem kunstfremden Wesen. Die Schöngesterei durch einseitiges Schwärmen, romantischen Geniekultus und eine förmliche Vergöttlichung der Kunst; das Barbarenthum dadurch, daß es vorgab, die „überflüssigen“ Künste zu verachten, sich also um ihr Verhältnis

zur Wirthschafts- und Geistesgeschichte der Völker nicht kümmerte.

Das Gebiet Kunst und Wirthschaftsgegeschichte umfaßt allerdings außerordentlich viel. Ist die kulturgeschichtliche Betrachtung an und für sich noch nicht alt, so steht vollends die Geschichte der Kunst im Zusammenhange mit der gesammten Wirthschaftsthätigkeit der Menschheit erst in ihren Anfängen. Ueberraschende Ergebnisse erzielte die moderne vergleichende Völkerkunde. Vieles lehrten Funde und Ausgrabungen, und manche stimmten Zeugen vergangener Kultur der vorderasiatischen Menschheit harren des Erwachens. Noch stimmt sich überall in Kleinasien der Widerstand des Großtürken, unseres Freundes, entgegen; und der Widerstand des niederstampfenden Türkenhums ist nicht gering.

Mannigfach trifft man noch auf die Annahme, als sei die Kunst das ausschließliche Merkmal vorgeschrittener Epochen, das Produkt einzelner genialer Geister. Es ist das, als wollte man ein Gebirgsmassiv nach den schneeweiß leuchtenden Gipfeln allein beurtheilen. Ausübenden Künstlern geht es häufig so. Als Max Liebermann, der Berliner Maler, zur Jahrhundertwende gefragt wurde, wie er sich die Weiterentwicklung der Kunst denke, da meinte er: das werde ein kommendes Genie weisen. Wiederum der Glaube an das unbedingte Genie, indes eben selbst das große Genie an die Bahn gebunden ist, die ihm gewiesen wurde. Und Max Liebermann ist kein Phantast, sondern der gründliche, streng naturalistische Meister.

Gewiß ist, daß auf ganz kindlicher Kulturstufe schon der Kunsttrieb deutlich sich auslöst. Es geht damit wie mit dem Spieltrieb von Kindern und jungen Thieren. Wie dieser unbändige Spieltrieb in Wahrheit eine Vorbereitung zum Leben und Beruf des Thieres ist — man beobachte nur die Fingebewegungen spielender Katzen oder das Treiben junger Hunde mit Apportir-Gegenständen, so ist die Kunst in ihren primitivsten Ausprägungen frühzeitig schon eine Begleiterin harten Arbeitslebens. Rhythmische Klänge unterstützen die Arbeit der Nigger, die Wolgaskiffer in Rußland, wenn sie die Kähne über seichte Stellen schleifen, kennen einen weichen, schwermüthigen Sang und wenn der Rammhast sich hebt und senkt, so folgt ihm auch bei uns die Arbeiterstimme im Takt.

Verblüffende Beispiele primitiver Kunstübungen wurden in den Pfahlbauten entdeckt. Die Pfahlbauer der sogenannten Hallstätter Kultur, die ihre Schutzwohnungen in den Hallstätter See (Salzkammergut) hineinbauten, wie die Schweizer Pfahlbauer der La Tene-Kultur haben mit merkwürdiger Geduld und Freude an Kunstarbeit Gegenstände, die sie zum Ventemachen, zum Erlegen von Thieren, zum Zertheilen von Markknochen brauchten, schon verziert.

Nachahmung des Erschauten, Naturbeobachtung wie Mittheilungsbedürfnis führen gleichermaßen zur Kunst. Ja, die Bildung in der Sprache ist vom Kunstgeist untrennbar. Wilhelm Humboldt, einer unserer größten Sprachphilosophen, fand dafür ein schönes Gleichniß. Er meint: „Die Worte entquellen freiwillig ohne Noth und Absicht der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch als Thiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“ Und nicht mit Unrecht spricht der sonst vielfach dilettantische Bursch davon, daß die Prägung der Worte das ursprüngliche Gedicht der Menschheit sei.

Ganz klar wird das künstlerische Nachahmungsbedürfnis in der Enomatopoeie, das heißt in dem Bestreben, das Wort nach einem beobachteten Naturlaut zu nennen. Man denke an das Wort donnern oder poltern, krachen. „Rollen“ findet man mehrfach mit derselben Wortwurzel bei den Indogermanen. Lateinisch rot-are, griechisch ronn-yμι. Das Geräusch emporquellenden Gewässers: Pla! Im Lateinischen Plu-vius, flu-vius, Pluthe bei uns. Den fast unwillkürlichen Ruf St! Est!, den zischenden Befehl, stehen zu bleiben, findet man als Wurzel in allen arischen Sprachen. (Lateinisch sta-re, stillstehen, status, Stand.)

Nach dem Gang der wirtschaftlichen Kämpfe und der wirtschaftlichen Befreiung muß man sich auch den Entwicklungsgang der Künste schwer und langsam vorstellen. Es hat riesenhafte Wanderungen, entscheidende Völkertatstrophen gegeben: aber der gewonnene geistige Besitz wurde niemals völlig verweht. Eine reine Katastrophentheorie könnte auf die künstlerische Entfaltung nicht angewandt werden. Auch hier ist ein emsiges Fluthen wahrzunehmen. Während Eins aus dem Anderen schon organisch erwächst, tauchen Rückbildungen, scheinbare Willkürlichkeiten auf. Die starre vermeintliche Abgeschlossenheit, wie man sie sich häufig bei alten Kunstdenkmälern einbildete, hat es nach den neueren Forschungen in Wahrheit nicht gegeben. Selbst in der ägyptischen Kultur weiß man heutzutage verschiedene Epochen und verschiedenartige Beeinflussungen auseinanderzuhalten.

Ein merkwürdiges Zeugniß von den Wanderungen in der Kunst geben wiederum die Pfahlbauten in den Alpen. Kaum war der Mensch aus dem Größten, und schon für die Schutzbauten selbst, eine so primitive Nugarbeit sie darstellten, meldete sich das Kunstbedürfnis. Man fand schon künstlerische Maße, eine Art von linearer Ornamentik (lineare Verzierung). Anton Springer, der Kunsthistoriker, bemerkt, daß diese Pfahlbau-Ornamentik wohl auf gemeinsame indogermanische Ursprungsform hinweist.

Das Bewußtsein der Abhängigkeit von der Natur, die Nothwendigkeit, neue Wirtschaftsbedingungen aufzuzunehmen, haben zu allen Perioden in den ersten sprachkünstlerischen und mythischen Bildungen ihren sinnbildlichen Ausdruck gewonnen. Uns ist zumeist die sinnbildliche Bedeutung der Wörter verloren gegangen. Wir gebrauchen das Wort, wie eine längst geprägte Münze, nach deren Bild man nicht mehr hinsieht. Uns ist die ursprünglich künstlerische That nicht mehr bewußt. Und welche übermächtige künstlerische Kraft mußte angewandt werden, um die Sprache zu bauen. Ein sinnbildlicher Begriff mußte, wenn ihn Einer fand, so überzeugend sein, daß er in einer Geschlechts- oder Volksgemeinschaft sofort mit Lebhaftigkeit erfaßt werden konnte. Dem Einen erschien die ruhig „wandelnde“ Sonne wie der „Schwan des Himmels“. Dem Anderen der Bliß wie eine geflügelte Schlange. Der Indier nannte die Schlange ahi; aus demselben Wortstamm bildete ein spekulativer Kopf den symbolischen Begriff ahans, die Sünde. Die Umflammernde, die Wirgende, wurde zum Sinnbild aus der moralischen Welt: die Sünde — eine Wirgerin. Im Altindischen, im Sanskrit, bedeutet mara das Zermalnte, die Oede, das Wüste, und mara wurde das symbolische Wort für das ungeheure Meer. Dem Hellenen, den günstige Seeverhältnisse, ein vielgliedertes Land, zur Schifffahrt leiteten, war das Meer nicht die furchtbare Wasserwüste; ihm wurde es zum wirtschaftlich freundlichen Symbol; er nannte es Pontos, ihm wurde es eine verbindende Brücke. Diese künstlerische Kraft der Sprache hat frühe Volksgenossenschaften unter ähnlich gearteten Daseinsbedingungen zusammengehalten. Jacob Grimm, der große Forscher, preiße diese bildende Gewalt. „Ohne solches Band,“ schreibt er, „würden die Völker sich versprengen. Der Gedankenreichtum bei jedem Volke ist es hauptsächlich, was seine Weltherrschaft festigt.“

Das ist viel gesagt im Zeitalter der Kanonen.

Selbst die Mythenschöpfungen kommen in's Schwanken, wenn große ökonomische Bewegungen die Völkerphantasie erfassen. In der germanischen Epoche der seßhaften freibäuerlichen Geschlechter war Thor, der Donnerer, zunächst eingeweiht, der Herr des Wetters. Als die Lande zu enge wurden, das Gähren und Brausen anhub, die germanische Wanderzeit Mitteleuropa bewegte, da ging Odin vor, der Sturmgott, der Herr des gewaltigen Wehens.

Auch heute kann die Volkphantasie sich an täglicher Beschäftigung, aus täglicher Naturbeobachtung heraus künstlerische Sinnbilder erschaffen, und sie thut's, wo ursprüngliche Volksliedformen leben. Ein Beispiel für viele! Der rumänische Tschopan, der Berghirte, klagt um die verkaufene Schafe. Er steigt auf, um sie zu suchen. Weiße Steine sieht er ragen; er hält sie für seine Thiere; und als er hinzukommt,

sieht er, wie er geäfft ist. Das ist ein symbolisches Jbhl und schmiegt sich eng an das farge Leben des Tschopans an. Wer je die rumänischen Alpen begangen hat, der ist frappirt über die Sinnfälligkeit eines kleinen Volksliedes neueren Datums.

Auch die Bilderschrift, die aus dem Bedürfnis nach Mittheilung hervorgegangen ist, war zuvörderst künstlerisches Symbol. In der ägyptischen Bilderschrift ist der Durst gezeichnet als Kalb, das zum Wasser eilt. Die Leitung, die Führung wird durch einen Arm mit einer Peitsche dargestellt. Bezeichnend genug für das absolutistische Pharaonenreich.

Für abgeschlossene kulturgeschichtliche Perioden läßt sich, natürlich nur in ganz großen, elementaren Zügen, die Wechselwirkung zwischen Wirtschaftsgewistes-Bewegung und Kunst reiner nachweisen, als für moderne Epochen, denen man selber nahesteht und die mit ihrer Ueberfülle von Erscheinungen verwirren. In einem flüchtigen Gang durch die Jahrhunderte kann es sich nur um markante Beispiele, um Anregung, nicht um erschöpfende Nachricht handeln. Gewiß ist, daß der zu höherer Einschätzung der Kunst als eines notwendigen Theiles menschlicher Thätigkeit gelangt, der sie im Verlauf der gesammten Kultur-Entwicklung betrachtet, als der romantische Schmied, der sie in freien Lüften schweben sieht, nur von den Gitterlammen des Genies abhängig.

Was alte vorhellenische Kultur uns hinterlassen hat, das spricht am Augenscheinlichsten durch Monumentalbauten zu uns. Wo einzelne Künste verstummt sind, wo die Musik verarracht, der Klang erstorben, die Tanzrhythmen verschwunden sind, reden die Steine. Wir wissen von den ägyptischen Mese-monumenten und wir wissen zugleich, daß der Nil der Lebensnerv des Landes war. Frühzeitig mußte Massenarbeit zur Bewältigung solcher Aufgaben herangezogen werden. Im Uebrigen ließ man den rettenden Strom gewähren. Er brauchte die Leppigkeit. In klaren, trockenen Lüften hob sich das Menschenwerk deutlich von der Bodenfläche ab. Der architektonische Sinn wurde an den Nugarbeiten geschult. Die abgegrägten Dammaufwürfe gaben einfache Modelle, wonach man Stein und Thon formen konnte. So führten die nackten Daseinsbedingungen zunächst zur besonderen Kunstübung. Wenn also geübte Massen, die nicht einen großen Theil des Jahres der Ackerkultur zu widmen brauchen, in den Dienst der Pharaonenmacht gestellt sind, wenn religiöse und weltliche Machtvorstellungen zugleich zusammenwirken, so kann man sich erklären, wie das Pyramidenland das „Denkmal-Land der Erde“ wurde. Das beschränkte Erdensein über das Grab hinaus zu erweitern, ist eine gemeinsame, menschlich-egoistische Vorstellung gewesen. Mumifizirt wollte man sich in Egypten erhalten. So wurden die Wunderbauten zu Zeugen der erhaltenden Pietät und der Ruhmestellung der Könige.

Ganz anders stellt sich die Hauptentwicklung in einem anderen „Wunderland“, in Indien, dar. Hier war die landschaftliche Umgebung größer, formenreicher, ja formenphantastischer, so weit es sich um tropische Vegetation handelt. Im Norden macht die gewaltige Himalayawelt den Abschluß. In diesen Weiten konnte sich anfänglich das Leben freier entfalten, des Daseins Mühe war nicht zu groß. Alles half dazu, der indischen Phantasiethätigkeit Nahrung zuzuführen. Das brachte für die bildende Kunst bizarre, ausschweifende Gestalten, zugleich aber schuf es für die Poesie einen Märchenvorrath ohne Gleichen. Bis zum indischen Drama hinauf reicht dieser Märchenreiz mit seiner Anmuth und mit seinem Grauen. In die religiös-mythischen Vorstellungen bringt er ein, und selbst die spekulativ-religiöse buddhistische Lehre weist in der Verkörperung Buddha's durch schöne Dinnen und im Kampf Buddha's gegen Mara's teuflisches Heer Stellen von so grandioser Phantastik auf, daß man an die Schilderungen in Dante's göttlicher Komödie denkt. Indische Märchen haben auch die Wanderung durch die Welt angetreten. Die Geschichte Joseph's und Potiphar's findet sich in der indischen Erzählliteratur, nur spielt sie zwischen zwei Brüdern, von denen der Ältere ver-

heirathet ist. Das Märchen vom verpöndeten Pfund Fleisch, das der Gläubiger herauszuschneiden dürfe, aber ohne Blut zu vergießen, also das Shylock-märchen Shafespeare's, ist in Altindien zu Hause und Gellert's Fabel vom Miltchtopf kennt die indische Lehrpoesie als Märchen vom Reistopf. Der Reistopf geht in Scherben, während der Träger sinnt und sinnt, was er mit dem Erlös aus dem Reismachen wolle. Volksepen, wie das anmuthreiche Gedicht von Hal und Damajanti, ein Hohelied auf Frauentreue, erinnern an gemeinsame indogermanische Vorstellungen; die germanische Sage von der vielgeprüften Gudrun und die Heiligenlegende von der verstoßenen und treu befundenen Genovefa sind gleichen Wesensursprungs.

In der Folge gerieth das Indertum in Völkernoth. Kämpfe begehrllicher Eroberer, Völkerkriege entstanden, die harte Ständegliederung begann sich auszubilden; neben Kriegern, Priestern und freien Herren lebten die Shudra, die zum Dienen bestimmte Kaste. All diese Nöthe mußten bei so hoch entwickelter Phantasie die Empfindlichkeit für Leiden verschärfen. Phantasiereiche Naturen vergrößern Leid und Lust, das ist eine uralte Erfahrung, und so hat der wirtschaftlich-moralische Druck und die Kenntniß von dem Druck zur pessimistischen, weltflüchtigen Spekulation geführt, zu Entsagungstheorien, die in der jüdisch-christlichen Welt wieder erscheinen. Auch das Mitleid mit den Beladenen und Geschächeten wird in religiös-künstlerischer Darstellung frei, und wenn Ananda, ein Jünger Buddha's, zum farbigen Tschandalamädchen, dem Paria-Kind, das am Brunnen Wasser schöpft, spricht, so wird man an die Bibelstelle von der Samariterin erinnert. Ein Brahmine kehrt sich zur Unheiligen! Es ist, als wären die Kastenunterschiede ideell gelenuet.

Es würde zu weit führen, auf das vorderasiatische Völkergewirr und die Wandlungen der Kunst dort einzugehen. Dort hat auch die moderne Forschung noch ein großes Arbeitsfeld vor sich, und auf mancherlei Beziehungen, denen das alte Hellas das Mittelamt zwischen dem Orient und Europa dankt, blürfte noch breiteres Licht fallen. Erwiesen ist, daß das alte Griechentum nicht unwesentliche semitische Kulturzüge in sich aufgenommen hat. Manches religiös-künstlerisches Eigenthum kann vielleicht noch auf Zeiten zurückgreifen, als die Trennung der arisch-semitischen Völkergruppen noch nicht vollzogen war. Als Weltmacht gewissermaßen sind die semitischen Phönizier aufgetreten. Sie waren Handelsherren und Koloniengründer; bei ihnen entwickelte sich eine Art von Hochfinanz und Großbourgeoisie. Künstlerisch mochten sie sich nicht so sehr verinnerlichen, aber sie sind mit ihrem Drang und Streben nach außen hin, also im Gang ihrer ökonomischen Entwicklung, werthvolle Vermittler künstlerischer Gestalten geworden. Sie haben auf Hellenen wie auf Strußer in Altitalien eingewirkt. Sie haben ihre abgegrätzte Bilderschrift, das Alphabet uns Allen übertragen; und mancher Mann in religiös-künstlerischen Kult der Griechen, wie der des Sonnenjünglings Adonis, eines hellenischen Siegfried, hat geradezu einen Gleichklang mit der semitischen Bezeichnung sich bewahrt. (Adonis, phöniko-semitisch Adonai.)

Die hellenische Kunstkultur, „die Antike,“ bildet erst ein weites Fundament europäischer Kunstentwicklung überhaupt. Nur darf man auch hier nicht vergessen, wie mancherlei wirtschaftliche Umwälzungen vorausgegangen sein mußten, bis das griechisch-klassische Schönheitsideal geschaffen wurde. Es ist ein altes Vorurtheil, das vielfach von klassizistischen Gymnasiallehrern genährt wird, daß den alten Griechen unter ewig lachendem blauen Himmel das Leben leicht eingegangen wäre. Schon Boeckh in seiner grundlegenden Staatsgeschichte der alten Griechen spricht es aus: „Die Hellenen waren weit unglücklicher, als die Meisten glauben.“ Ein Beweis ist ihre Sagenbildung an sich. Kult und Mythe sind ja der verdichtete Niederschlag von Volkserlebnissen und von Volksanschauung. Wie viel von arisch-semitischem Gemeinbesitz aus Vorzeiten, wie viel durch phönizisch-semitische Vermittlung anfänglich zu den Griechen gedrungen war, das ist in Dunkel gehüllt. Vor-



Appenzeller Stickerinnen. Von Caspar Ritter.

Photographierlag von Franz Gausmann in München.

Caspar Ritter 90

stellungen von den finsternen Gewalten, die die Licht- und Frühlingsgötter, die Sonnenjünglinge blind oder bewußt verderben, finden sich bei Arieren und Semiten gleicherweise. Es ist der pessimistische Behrnf einer Menschheit, die noch ein geheimes Grauen vor dem Walten der Natur empfindet, von dem sie völlig abhängig ist. In der germanischen Götterlehre trifft der blinde Hödur den lichten Gott; und die Sonnenjünglinge der Völker, seien sie noch so herrlich und unverwundbar, haben eine Stelle, wo der Reid sie vernichten kann. Auf den glänzenden Tag dämmert die Nacht hinein. Der homerische Jüngling Achill ist an der Ferse, der germanische Siegfried des Nibelungenliedes an der Schulter verwundbar; und ähnlich wird der semitische Samsourie, der wie der griechische Herkules als Knabe schon wilde Thiere bezwingt, durch die Tücke der Philister seiner Kraft beraubt.

Abbilder von den drohenden, oft furchtbaren Göttergestalten der Semiten sind gewiß in griechische Vorstellungskreise gedrungen. Askera, die Fruchtbare, die Gebärende, in deren schreckhaftem Dienst sich Wollust und Grausamkeit verbanden, zeigt Wesensverwandtschaft mit der Schutzgöttin von Ephesos, der hellenischen Artemis, der zu Ehren das Wunderwerk, der ephesische Tempel, erbaut war. Die Statuen der Göttin waren anfangs mit einer Fülle von quellenden Brüsten, als Sinnbilder nährender Kraft, dargestellt. Welcher Abstand noch zu den homerischen „menschlichen“ Göttern und zu den einfachen Schönheitsformen der Venusgestalten aus späterer Zeit.

In der ersten geschichtlichen Zeit der Griechen war bei ihnen das Genos, „die Geschlechtsgemeinschaft“, nur noch als Ueberrest, als Erinnerung vorhanden. Familienherd (und Haus) und Familiengrab waren bekannt; dergleichen gab es ein Eigenthumsrecht der Familie. (Die alten Germanen theilten den Boden jährlich neu, die Tataren kannten nur ein Eigenthumsrecht für die Heerden.) Für die Familien und Familienverbände meldete sich sehr früh die Ruhmbegierde. Familiensagen, Familiengeschichten wurden vielleicht von ersten Admen, Sängern, verbreitet und vorgetragen, jenen Admen, die später, als das hellenische Nationalbewußtsein erwacht war, den Anstoß zur großen epischen Blüthe gaben, zur homerischen Ilias und zur Odyssee. Die griechischen Wanderungen, Landtheilungen und Namenskriege erzählen, wie ähnliche Prozesse überall, von Blut und grausamen Mäkten; und das ganz naiv.

(Fortsetzung folgt.)



Gold- und Silberwaaren.

(Schluß.)

Von Hans Oswald.

Die Einrichtung in den Fabriken ist überall dieselbe; nur die, in denen billigeres Gold-, Silber- und Doubletschmuck gefertigt werden, haben etwas mehr Stenzen, als die besseren Werkstätten. Der Talmschmuck, der in ähnlicher Weise hergestellt wird, kommt immer mehr aus der Mode, theils wegen seiner hellen Farbe und weil er auch gar kein Edelmetall enthält. Talmi besteht aus 86,4 Kupfer, 12,2 Zink, 1,1 Zinn und 0,3 Eisen. Dagegen wird Doublet sehr häufig verwendet, auch zu Trauringen. Will doch Jeder, wenn er sich auch so, keinen Schmuck leisten kann, wenigstens dies Symbol tragen.

Heute braucht man zweierlei Doublet: Messingdoublet und Silberdoublet. Der Name Doublet zeigt schon an, daß das Metall doppelt ist, aus zwei Theilen besteht. Es wird folgendermaßen fabrizirt: Auf ein Stück Messing oder Silber wird ein Stück Gold aufgeschweißt, das etwa ein Zehntel so stark ist, wie das erste Metall. Das wird nun dünngewalzt und gezogen. Schließlich bleibt nur ein Hauch Gold auf dem Metall, das genau so bearbeitet wird wie Gold. Nur befeilt darf es nicht werden, da schon beim ersten festen Feilstrich das edle Metall verschwindet.

Eine Haupteinrichtung für die Fabriken ist die Polirstube. Nachdem ein Schmuckstück befeilt und verkübbert, das heißt mit dem scharfgeschliffenen

Dreikantschaber geschabt worden ist, geht der Arbeiter in das Comptoir des Werkführers zum Abliefern.

Bei besseren Arbeiten, namentlich bei Juwelensachen, geht es ohne Mäteleien und Aenderungen fast garnicht ab. Die Arbeiter haben da ein Mittel erfunden: Sie gehen mit dem Stück auf ihren Platz, lassen es einige Stunden im Kasten oder vor sich liegen und beschäftigen sich mit einer anderen Arbeit. Dann bringen sie es wieder zum Werkführer — und nun ist es schön! Tadellos schön!

Der Werkführer wiegt es genau ab und schiebt es nach der Polirstube. Hier ist Alles mit einem feinen Karminroth überzogen, mit dem Pariser Roth. Selbst die Haare der Polirerinnen sind mit dem Pulver durchseht, trotzdem sie ein Tuch über den Kopf gebunden haben. Die Einrichtung der Polirstube gleicht der Werkstatt. Anstatt der Walzen sind jedoch elektrisch betriebene Drehbänke aufgestellt. In neueren Fabriken sitzen die Arbeiterinnen an Tischen, auf denen die Drehbänke zwischen den Arbeiterinnen stehen; die darauf rotirenden Bürsten, Pinsel und Filze erledigen die Arbeit bedeutend schneller, als die noch oft angewendete Handschleiferei und Polirerei.

Das Stück wird erst mit Schleifstein und Wasser oder feinem Schmirgelpapier vorgeschliffen. Mit Del angerührter Tripel, der auf Feder- und Filzseilen oder Bürsten geschmiert wird, bringt durch derbes Reiben auf dem Gold eine feine Glätte hervor. Feinere Theile werden mit Buchsbaumhölzchen oder Zwirnfäden ausgeschliffen. Der Tripel wird in heißem Salmiak- und Seifenwasser abgewaschen und das Schmuckstück mit Pariser Roth, das mit Spiritus angefeuchtet ist, nachpolirt. Die Glätte verwandelt sich in blinkenden Glanz. Nachdem er in Seifenwasser und darnach in Spiritus abgospült, in warmen Sägespähen getrocknet worden, ist der Schmuck zum Steineinsetzen fertig.

Das besorgt der Fasser, der ebenso wie der Graveur mit Stacheln, feinen, an der Spitze scharfgeschliffenen Stahlstäbchen, arbeitet. Da er mit ganz besonders feinen Gegenständen, den kleinen Körnern und Spitzchen arbeiten muß, von denen die Steine gehalten werden, ist sein Augenlicht meist früh verbraucht. Nach dem vierzigsten Jahre kann er fast nie mehr eine feinere Arbeit leisten und sein Einkommen verringert sich sehr.

Wie schon in den vorstehenden Schilderungen enthalten ist, arbeiten an einem Schmuckstück viele Hände. Ja, in keinem Betriebe hat die Entwicklung die moderne Arbeitstheilung derartig begünstigt, wie in der Schmuckwaaren-Fabrikation. Ein einzelnes Stück kann von folgenden Arbeitern behandelt worden sein: Dem Schmelzer, Gießer, Presser, Zurechter, dem eigentlichen Goldschmied, Monteur genannt, dem Fiseleur, Graveur, der Polirerin, dem Färber, Fasser und dem Emailleur. Größere Werkstätten haben außer den angeführten Arbeitern noch einen oder zwei Zeichner.

Viele Unternehmungen sind Betriebe, die sich nur mit einem Zweig befassen; so giebt es Färbereien, Fasanstalten usw. Auch viele dieser Betriebe sind wieder in Spezialbetriebe getheilt. Die größte Menge derselben weist die eigentliche Goldschmiederei auf: Kettenmacher, Brocharbeiter, Knopfmacher, Rothgoldarbeiter, diese fertigen nur polirte Sachen, Mattgoldarbeiter, Ringmacher, Medaillon- und Armbandarbeiter und so fort. Auch diese Betriebe zerfallen in eine ganze Menge Einzelhandfertigkeiten, so daß ein Arbeiter oft nur ganz wenige Handgriffe zu können braucht, um „Goldschmied“ zu sein. Die ganze Kunst ist in die Hände des Zeichners gelegt. Sein Können, sein Geschmac ist ausschlaggebend.

Die meisten Zeichner gehen aus der Hanauer Goldschmiede-Akademie hervor. Es sind alles Goldschmiede, die in Tages- und Abendklassen unter tüchtigen Professoren ausgebildet worden sind. Die Fachschulen in Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd und Berlin können mit Hanau nicht konkurriren. In manchen Fortbildungsschulen wird das Fachzeichnen überhaupt nur von seminaristisch ausgebildeten Lehrern geübt, was noch schlimmer ist, da sie eine schwerfällige Technik haben und keine Fachkenntniß besitzen.

In Hanau am Main ist die Goldschmiedekunst

am weitesten ausgebildet. Die dort thätigen, nahezu zweitausend Goldschmiede haben fast alle die Akademie besucht. Sie fertigen den feinsten Schmuck und auch gute Mittelwaare. Ein sehr gangbarer Artikel sind die Weißjuwelen. Das sind Juwelen, die in Feinsilber mit dünner Goldunterlage gefaßt werden. Das geschieht besonders mit Brillanten, schön geschliffenen Diamanten, weil sie durch das Weiß des polirten Silbers heller strahlen. Das Gold wird untergelöthet, da Feinsilber zu weich ist. Bekanntlich lassen sich feingoldene Trauringe, wenn sie nicht gar zu dick sind, zusammenrüden. Feinsilber ist fast ebenso weich. Die zierlichen Blumen und Ornamente der Weißjuwelen würden sich also sofort verbiegen, hätten sie keine Unterlage.

Die jetzt bei besser Situirten sehr beliebten Mattgoldwaaren, die meist mit farbigen Edelsteinen oder Brillanten besetzt sind, erfordern eine peinlich saubere Technik. Das Loth muß sauber verputzt werden, da es sonst blanke, poröse Stellen giebt. Die Mattfärbung geschieht auf folgende Weise: In ein Bad aus Kochsalz, 2 Theile, und Salpetersäure, 4 Theile, werden 3 Theile Salzsäure gegossen. Das daraus unter Dampfentwicklung entstehende Chlor nimmt Kupfer und Silber an. Die Goldwaaren werden etwa fünf Minuten in dieses Gemisch gestekt, dessen Dampf die Athmungsorgane des Arbeiters reizt und ganz abscheulich riecht. Solche ähnlichen Dämpfe entwickeln sich beim Abkochen der gelötheten Sachen, beim Sieden der Trauringe, beim Schmelzen mit Kupfersalz, so daß es, da die Arbeiter stets gebückt sitzen müssen, gerade kein Wunder ist, wenn sie häufig an Schwindsucht sterben. In den größeren Werkstätten sind die Sicherheitsvorrichtungen allerdings schon derartig, daß der Schaden nicht mehr groß ist. Doch könnte noch Vieles besser sein.

Wenn das Schmuckstück in der ersten Farbe noch nicht das schöne, goldgelbe, mattglänzende Schimmern angenommen hat, wird es noch einmal hineingesteckt. Silber und Kupfer werden weggefressen und oben zeigt sich eine feine Haut Feingold in reinster Farbe.

Bekanntlich wird Feingold nur zu Trauringen oder ausnahmsweise zu Fassungen spröder, sehr theurer Steine, wie Rubin und Smaragd, verwendet. Daher müssen die anderen Mattgoldwaaren alle dem geschilberten Färbeprozess unterworfen werden. Doch gehört ein Goldgehalt von mindestens 585 Theilen, nach alter Fachrechnung gleich 14 Karat, zum Färben. Mindergehaltige Goldlegirungen werden von der Farbe zerfressen. Da sich das 14karätige Gold in allen Farben von Weißgelb bis Dunkelroth durch Mischung mit Silber oder Kupfer herstellen läßt, auch weich genug zum Verarbeiten und hart genug zur Haltbarkeit ist, kommt es auch am meisten zur Verwendung. Zu billigerer, polirter Waare wird das 8karätige, manchmal auch das 6karätige verwendet. 8 Karat bedeuten 333 Theile Feingold in 1000 Metalltheilen. Zu den Granatwaaren wird noch schlechteres Gold verarbeitet. Bessere Juwelen werden auch manchmal in dem weicheren 18karätigen Gold gefaßt, das 750 Goldtheile in 1000 Metalltheilen hat.

Da die Schmuckstücke, je weniger Gold sie enthalten, um so schneller anlaufen, oxydiren und schwarz werden, müssen sie möglichst vor Luft und Temperaturwechsel geschützt werden. Sind sie erst schmutzig, so kann sie jeder Laie durch Auswaschen mit lauwarmem Seifenwasser, in das er, je nach dem zu entfernenden Schmutz, einige Tropfen Salmiak gießt, wieder säubern. Mit etwas Spiritus nachgespült und in Ermangelung von feinen Sägespähen in warmem, weichen Tuchern trocken gerieben — der alte Glanz ist fast genau wieder da; doch müssen Sachen, deren Steine nicht à jour gefaßt sind, sehr vorsichtig behandelt werden, da sonst die Steine unterlaufen.

Dies à jour bedeutet, daß der Stein auch von unten zu sehen ist, daß sein Hinterkörper zu Tage tritt. Diese Art Fassung ist heute die am weitesten verbreitete. Durch den heute üblichen französischen Schliff, der den Steinen eine Unzahl feiner Facetten giebt, schillern sie so lebhaft, daß sie keiner Folie mehr bedürfen. Nur Rosen, Steine ohne Hinterkörper, erhalten weiße Zinnfolie, die den Hinterkörper ersetzen soll.

Früher wurden alle Steine in Abdeckkasten gefaßt und mit Folie unterlegt. Heute ist diese Faßung nur noch üblich, wenn ein kleiner Stein größer erscheinen soll. Die schräg nach unten sich ausbreitende Faßung wird poliert, und der Stein schillert nun scheinbar größer. Doch will man heute um Edelsteine überhaupt kein Metall sehen. Nur ganz feine Spitzen dürfen die Steine halten. So finden wir denn in den großen Juwelengeschäften Schmuckstücke aus einigen klößigen Steinen ohne Kunst und Geschmaack zusammengestellt. Wie vor einigen Jahrzehnten die breiten, flatschigen Blechbänder, Medaillons und Anhänger von Denen, die es dazu haben, getragen wurden, so jetzt diese „Klamotten“. Ein richtiges Edelsteinprozentum hat sich entwickelt, das durchaus nicht auf feine Arbeit sieht. Wenn es hoch kommt, zeigt die Faßung hinten feine Muster. Diese Dessins auszuarbeiten beansprucht sehr scharfe Augen; auf einem Raum von einem halben Quadratcentimeter müssen oft 16 oder sogar 24 Löcher gebohrt werden. Mit Sägen oder feinen Feilen wird das Muster dann ausgegearbeitet.

Und trotzdem die Arbeit so außerordentlich schwer ist, trotzdem so ein Schmuckstück tausende und aber-tausende von Mark kostet, ist die Bezahlung der Goldschmiede doch eine sehr, sehr lärgliche. Die besten Arbeiter verdienen bis dreißig, ausnahmsweise auch vierzig Mark in der Woche. Und im Sommer, oft schon im Frühling, arbeiten sie nur halbe Tage oder auch garnicht.

Der Ursachen dieser Zustände sind mehrere. Während in Hanau nur Eingeseffene ihr Handwerk ordentlich lernen, kommen in die großen Pforzheimer Fabriken die überschüssigen Kräfte der umwohnenden, zahlreichen Landbevölkerung. Ehe die sich vollkommen

dem Fabrikproletariat eingefügt haben, drücken sie die Löhne herunter. Da Pforzheim zehnmal so viel Arbeiter wie Hanau beschäftigt, drückt es auf die Löhne in ganz Deutschland. Die vielen Journirenfabriken, in denen Ringschleifen, Chatons, die kleinen Faßungen mit acht oder mehr Spitzen, Hohlkugeln und noch manches Andere gestanzt werden, drücken auch die Preise. Seit einigen Jahren sind manche Artikel um nahezu die Hälfte gefallen. Das würde weiter kein Schaden sein, würden dadurch nicht die Einkommensverhältnisse der Arbeiter geschmälert. Der in letzter Zeit stark in Aufnahme gekommene Goldschmuck mit Silberboden, der aus dünnem Goldblech gepreßt, durch kräftigen Silberboden recht haltbar wird, hat besonders den Preissturz gefördert.

Noch eins trägt dazu bei, daß die Lohnverhältnisse nicht durchgreifend gehoben werden können: die übergroße Lehrlingszucht. Jeder kleine Ladenbesitzer, „Murrer“ genannt, hält mindestens einen bis zwei Lehrlinge. Nachdem er ihnen die Anfangsgründe der Goldschmiederei beigebracht hat, was ihm schwerer fällt als den Jungen, da er selbst fast nichts versteht, müssen sie alle seine Reparaturen machen. So ist seine Werkstatt der Gegensatz zu den Fabriken. Bei ihm wird wohl jeder Gegenstand einzeln behandelt, aber das Hauptwerkzeug in solcher Werkstatt ist der Böhkolben und das Binn, als Allheilmittel gegen Bruch und Schaden. Außerdem erweist der Junge den Laufburschen und Reiniger der kleinen Walzen und des Werkbrettes. Der Lehrling lernt zwar in diesen Werkstätten alle Spezialbetriebe der Goldschmiedekunst, aber nur so viel von jedem, wie zu einer Reparatur gehört. Ein besseres Stück kann er nicht machen.

Die Feilung, die der Goldschmied aus dem an jedem Sitz befestigten Fell fegt, der Staub, den er

vom Werkbrett zusammenscharrt, kommen in den Silbisch. Der wird an eine Schmelzanstalt verkauft, ebenso das vom Fußboden aufgesetzte Getrag. Die größte dieser Anstalten ist in Frankfurt a. M.

In den Silberwaarenwerkstätten geht es ähnlich zu, nur daß die Werkzeuge gröber und kräftiger sind, besonders die Stanzen, mit denen Messerschalen, Stockrücken, Löffel, Tafelauffastbeile und Aude. es gepreßt werden. Manche Geräte, wie Stannen und Becher, werden auf Drehbänken über Holz gedrückt. Nachher werden Ornamente, Blumenmuster oder Figuren hineingefeuert. Dazu werden die Gefäße mit einem festen, schwärzlichen Kitt ausgefüllt, der stärkeren Hammerschlägen nachgiebt. Der Biseleur arbeitet mit hunderten von Pinzen, kleinen Stahlstäbchen, deren Kopf rumblich oder flach ist. Die Grundform ist nicht abweichend, nur die Größe und Dicke der Pinzen.

Silberwaaren werden besonders in Stuttgart, Pforzheim, Bremen und Berlin gearbeitet. Berlin ist vorzüglich in Hammerarbeiten, an denen nichts Gepreßtes, Maschinenmäßiges ist. Es hat neben größeren Fabriken mehrere mittlere Werkstätten, aus denen manches Kunstwert hervorgeht. Ueberhaupt leisten die mittleren Werkstätten, die in Hanau, Berlin und München zu finden sind, das Beste.

Die dritte Art der Goldschmiedewerkstätten sind die sogenannten Arbeitsbuden. Mit ihnen ist nie ein Ladengeschäft verbunden. Kein Mensch erfährt den Namen des Künstlers, der in solchen Arbeitsbuden einen Schmuck gearbeitet hat. Die großen Geschäfte, die solchen Schmuck führen, sind alle in Händen von Kaufleuten. Diese haben höchstens einige Monate als „Bolontair“ in einer Werkstatt gelernt. —

Tragikomödie.

Von Michel Provins.

(Schluß.)

In einem Fiaker.

(Marcelline von Bourges und Juliette von Angers.)

„Eine Liebe, glaubst Du, daß man Dich nicht erkennen wird?“

„Nein, ich habe ja einen so dichten Schleier! Wir werden unten in der Kirche bleiben. . . Du begreifst, ich will deutlich sehen. . . Wenn ich bedenke, daß ich so ziemlich die Ursache bin. . .“

„Du hast doch hoffentlich keine Gewissensbisse?“

„Ach nein, gewiß nicht. . . Aber schließlich. . .“

„Um wieviel Uhr ist er zu Dir gekommen?“

„Ungefähr gegen zwei Uhr, nach dem Frühstück!“

„Ja. . . nach einem zu guten Frühstück.“

„Oh, ich habe gleich gesehen, daß er nicht bei kaltem Blute war. . . Er war roth, aufgeregt! . . .“

„Er war kaum eingetreten, als er wie ein Wahnsinniger auf mich losstürzte! . . . Na, kurz und gut, er stößte mit Ekel ein! Mit all' meiner Kraft habe ich ihn zurückgestoßen. . . Und da er nicht sehr fest auf den Füßen stand, so fiel er auf die Kamindecke. Als ich ihn da so regungslos auf der Erde liegen sah und ihm. . . Vandrenil, vor dem ganz Paris zitterte. . . ein langer Blutstrahl aus der offenen Schläfe floß. . . wurde ich von wahnsinnigem Schreck ergriffen.“

„Man hätte Dich unter Anklage stellen, Dich verhaften können.“

„Ach! Ich wußte nicht. . .“

„Die zwanzigtausend Francs hattest Du wohl nicht erwartet, die man Dir als Schweigegeld gab?“

„Nein, das war doch noch Glück!“

„Die Familie konnte nicht anders handeln. Denke Dir doch aus, wie sich das in den Zeitungen ausgenommen hätte. Der tugendhafte Vandrenil ist betrunken zu einer Halbweiltdame gekommen und bei ihr todt gefunden worden.“

„Das will ich meinen! . . . Wenn man sich's überlegt, ist es mit zwanzigtausend gar nicht bezahlt. Aber, 's war ein Freund! Da muß man schon Opfer bringen.“ — —

Gruppen am Eingang zur Madeleine-Kirche.

„Sie gehen schon?“

„Nein, durchaus nicht! Ich frühstücke während der Messe. . . Wenn ich nur zur Zeit des Defilés wieder da bin!“

„Ich hätte Lust, mit Ihnen zu gehen.“

„Na, aber natürlich! Man langweilt sich da drin ja zu Tode!“

„Sieh da, Diane! Sie auch da?“

„Warum nicht? Ich mache Alles mit!“

„Das stimmt! Sie verkehrten ja wohl auch im Licht? Haben Sie schon frühstückt?“

„Nein, ich werde nachher frühstücken.“

„Aber, meine schöne Freundin, die Sache wird gut anderthalb Stunden dauern! . . . Kommen Sie mit! Dann sind wir zu Dreien! Und dann sehe ich da Billebertin! He! Billebertin! Sie kennen ihn doch, nicht wahr? Dann sind wir vier! Eine gerade Zahl! Wir wollen uns bei Durand ein Stabnet geben lassen und eine Flasche Champagner auf Vandrenil's Gesundheit leeren!“

„Auf seine Gesundheit? Das ist ein bisschen spät!“

„Na, dann auf sein Seelenheil! Ich bin überzeugt, das wird ihm Vergnügen machen.“

„Abgemacht! Wir wollen sehen, daß wir das Eckfenster bekommen, damit wir bemerken können, wenn man die Kirche verläßt.“

„All right!“ — —

In der vollständig schwarz ausgeflagelten Madeleine-Kirche braust die Orgel. Unter einem prächtigen Katafalk, an dem hunderte von Kerzen brennen, ruht der Leichnam. Daneben züngeln auf hohen Dreifüßen aus Mäucherpfannen düstere Flammen, während zwei schwarz gekleidete Schweizer, die Hellebarde in der Faust, unbeweglich auf jeder Seite stehen. Außerhalb der überfüllten Kirche hat ein Theil des Zuges unter den Säulen bleiben müssen. Innen unterhält sich während des Gottesdienstes Jeder mit seinem Nachbar. Man spricht von Vandrenil, von den Anwesenden; man lorgnetirt die Frau, man erzählt sich Geschichten, der letzte

Kalauer macht die Runde und man möchte beinahe applaudiren, als vom Chor herab der Tenor K. und der Bariton J., von der komischen Oper und von der Großen Oper, dem Verstorbenen das letzte Lebewohl singen.

Betrachtungen des einzigen Sohnes während des Dies irae.

„. . . Das ist gut! . . . Das ist sehr gut! . . . Die Rechnung wird ja ein bisschen gesalzen werden, aber ich konnte nicht weniger thun! Wir werden eine sehr gute Besprechung in der Presse haben. . . Ich muß heute Abend noch in der Redaktion ersuchen, den Glanz der Trauerfeier ganz besonders hervorzuheben. . . Dieser Pomp macht doch Eindruck. . . Ich fühle mich traurig. . . es ist, glaube ich, etwas Müdigkeit, etwas Abspannung! Er war nicht alt, der Papa! Sechshundfünfzig Jahre! Aber ein Temperament, das zum Schlagfluß neigte! Ich werde darauf achten müssen. Allerdings lebte er darauf los! Das thut nichts; ich werde doch ein bisschen auf mich achten; ich bin kein Hercules! . . . uns ist es zu sad, die Gesellschaft verlassen zu müssen, wenn man Papa's Millionen hat! Millionen? Ich habe die Millionen noch nicht aufstellen können! Hoffentlich hat er sie nicht verplempert! . . . Aber er machte zu viel Geschäfte! Das war ganz gut für ihn; er hatte gesunde Leiden, und eine Unverfrorenheit, oh! Dagegen ich! Ich werde so schnell wie möglich Alles zu Gelde machen; man weiß nicht, was passieren kann; Das Licht hat so viele faule Geschichten in seiner Vergangenheit. Man muß auf Alles gefaßt sein, selbst darauf, beim ersten Alarm zu verdusten! . . . Um so mehr, als mich alle diese Leute da beim kleinsten Krachen fallen lassen würden! . . . Der Minister that schon, als sehe er mich nicht! Meinemwegen sind sie nicht gekommen! Trotzdem darf ich das nicht zu offen zeigen. Ich werde sogar einen Posten 'Reklame' im Budget einrichten müssen, um das Gedächtniß Papas noch für einige Zeit aufrecht zu erhalten.“ — —

Im Hotel Vandrenil während der Trauerfeier.

(Madame Vandrenil liegt auf einer Chaiselongue und unterhält sich mit ihrer Busenfreundin, Frau von Noville.)

„Wie spät ist es jetzt?“ — „Halb zwei!“
„Sie kommen aus der Madeleine... Ach, ich wünschte, es wäre schon vorüber. Die Apotheose dieses Mannes macht mich wahnsinnig!“
„Schmähe ihn nicht! Er hat aufgehört, Dich zu kränken.“

„Ach ja, das ist vorbei. Doch wer giebt mir die zwanzig schönen Jahre wieder, die er geknickt und besudelt hat? Du hast es mit angesehen, dieses Golgatha, Tag für Tag, dieses verlogene Leben an seiner Seite, wie ich mit jeder Niederträchtigkeit die Seele dieses Ungehens mehr durchschaute...“

„Was willst Du thun?“

„Was soll ich denn thun? Mir ist das Herz wie ausgetrocknet! Ich werde Alles verkaufen, was mir gehört! Und weit, weit fortreisen, bis ich ein Land finde, wo mich nichts an den Namen Vandrenil erinnert. Hier habe ich, von ihm gezähmt und gebändigt, allzuviel Komödie spielen müssen; ich könnte es nicht mehr! Heute habe ich außer Dir, meiner guten, treuen Freundin, Niemand empfangen wollen. Ich hätte bei den heuchlerischen Beileidsbezeugungen eine Thräne finden müssen. Die Welt fordert so etwas immer bei solchen Gelegenheiten!... Und ich sollte weinen, während heute der erste Tag ist, an dem ich befreit aufstehende!“

„Aber, wenn Du abreistest, wird Dein Sohn...“

„Mein Sohn? Ganz sein Vater, im Kleinen,“

was die Intelligenz, im Großen, was den Egoismus anbetrifft! Er ist meines Blutes, ohne einen Tropfen von mir zu haben! Er wird entzückt sein, wenn er mich bei der Liquidation wird beschwindeln können.“

„Du übertreibst!“

„Leider nicht! Und das weißt Du auch recht wohl!... Begreife doch, daß ich mich von Allen frei machen will!“

„Du könntest Dir ein neues Leben zimmern?“

„Ich wage nicht, daran zu glauben. In meinem Alter! Vierzig Jahre! Denke doch, wie gut es wäre, einem aufrichtigen, ehrenhaften, reinen Wesen zu begegnen und es mit all' der Liebe zu lieben, die ich nie habe geben, mit all' dem Vertrauen, das ich nie habe besitzen können!... Das wäre Glück! Doch kann dieses Glück für mich existieren?“ —

Nach einem langen Marsche durch die Straßen und Boulevards ist der Zug auf dem Père-Lachaise angelangt. An einem reichen Grabdenkmal hat sich die Menge ausgebreitet, drängt sich in den Gängen und Alleen und klettert auf die Gräber, um die Reden zu hören. An den Sarg tritt der offizielle Vertreter der Regierung und spricht:

„Meine Herren! Ein großer Geist und ein großes Herz sind dahingegangen. Und wenn die Elite eines Volkes zu diesem Grabe gepilgert ist, um Vandrenil eine letzte und prächtige Hulldigung darzubringen, so that sie das, weil sie erkennt, daß eines der besten unter den Kindern des Landes geschieden ist. Es scheint sich eine Lücke in uns gebildet zu haben, und ich glaube, der von dem Todten verlassene Platz wird nie ausgefüllt werden.“

Vor Ihnen allen, die Sie ihn gekannt, die Sie seine Freunde waren, brauche ich auf die riesenhafte Arbeit dieses Geistesheroen nicht weiter hinzuweisen. Doch ich bin hier, um seinen Werken öffentlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nie gab es höhere und würdigere“ usw. usw. . . .

Ende der Rede: „Dem edlen Bürger, dem mildthätigen und barmherzigen Mann, der nie an einem Unglücklichen vorüberging, ohne ihm zu helfen, dem großen Denker und gleichzeitig Schürmer unserer Traditionen der Ehre und Tugenden sage ich hier, im Namen Aller, ein letztes Lebewohl!“ . . .

Dann folgt die übliche Serie der Kirchhofredner, die die Gelegenheit ergreifen, gedruckt zu werden . . . Dann beginnt eine lange Prozession; der Weihwedel wandert von Hand zu Hand, von einem Atheisten zu einem Katholiken, von einem Radikalen zu einem Royalisten, von einem Akademiker zu einem Offizier; von Allen empfängt Vandrenil's Leichnam einen Tropfen Weihwasser! . . .

Einige Minuten früher brachte der Armenleichenwagen in einen abgelegenen Winkel der gleichgültigen Metropolis die Leiche Blinières, des Mannes, der mit seinem Glück, einem Leben voll Kummer für sich und die Seinen seine Ehrenpflicht bezahlt hatte.

Während über seinen Ueberresten ein Priester das Paternoster spricht, knien auf der frisch aufgewählten Erde eine arme Frau und ein kleiner Knabe, und aus ihren Augen fallen, was sich der Andere mit seinen Millionen, seinen Kreuzen, seinen Ehren nicht hatte erkaufen können — glühende Thränen der Liebe! —

Feuilleton.

Appenzeller Stickerinnen. Es ist eine anspruchslose Szene, die unser heutiges Bild uns vorführt. In einem Saale in Appenzell spielt sie, dem durch seine Weistückerie berühmten schwitzer Stanten. Nachmittags ist's; freundlich mildes Licht fällt den einfachen Raum, weiße Gazevorhänge dämpfen den gleichenden Schein, der draußen, auf Wegen und Bergen, wogt. Die beiden Schwestern sahen eusig bei ihren runden Stickerahmen, das kleine Mädel, die Tochter der Einen, ward gerade von ihrem Strickstrumpf fort zu der Großmutter gerufen, um ihr beim Bertheilen eines Tuches behülfflich zu sein, da stürzte das lebfrische Bauerndädel herein und legte sich zu der einen der Stickerinnen auf die Fensterbank. Etwas Wichtiges hatte sie ihr mitzutheilen, und nun, wie sie's ihr in's Ohr gewisshert hat, sibt sie mit einem verschämten und sinnenden Lächeln da — es ist nicht schwer zu ratnen, von wem die Vorkchaft gehandelt haben mag. Aber die Freundin hat kaum Zeit für sie, auch scheint es, als wüßte sie nicht recht, was sie erwidern soll, und so fährt sie in ihrer Arbeit fort. — Der Künstler hat in seinem Bilde ein einfaches Stück aus dem Leben des arbeitenden Volkes vor uns hingestellt; das reizvolle Spiel des in breitem Strome hereinströmenden Lichts vor Allem, die fleißigen Stickerinnen, die frische Dirn, das liebe Gesicht der silberhaarigen Alten in seinem Gegenfag zu dem runden Kinderköpfchen, all' diese Motive haben ihn angezogen, und er hat sie zu einem freundlichen Bilde gefügt.

Hartnäckig. „Na, Mutter Lohmann, wie geht's denn noch?“ rief ein Mann über die breite Hecke. Die Angerufene, die schrittweise, gebückt an einem Beet entlang ging, sah empor, ohne in ihrer Arbeit innezuhalten; die kleinen Sala stredlinge mit zwei Fingern in die weichgeschlagene Erde drückend, antwortete sie: „Immer dorchwachsen, Herr Jahn! Immer dorchwachsen! Man hat sien Arbeit.“

„Aber dafür bringt's oock wat in!“ Der Mann, der auf einem kleinen, einspännigen Wagen sah, hatte angehalten. Nach seinem langen Mantel, dem fetten Gesicht und dem Käfig auf dem hinteren Theil des leichten Fuhrwerks war er ein Schlächter. Er sah der knochigen Alten, deren abgeseuerte, hochgeschürzte Kleider um ihren Körper schlotterten, bei ihrer Arbeit zu, als sei dies für ihn ein ganz besonderer Genuss, als habe er das noch nie gesehen. Nur ganz flüchtig glitten seine kleinen, dunklen Augen nach den Nachbargärten, die wüßt und vernachlässigt erschienen neben dem Garten der Alten. Sie hatte jedes Gächchen besplanzt. Selbst unter den Obstbäumen zogen sich Bohnen und Erbsen hin; Alles in genau abgegrenzten Reihen auf gleichmäßig abgemessenen Beeten.

Die Alte steckte ruhig weiter ihre jungen Pflänzchen ein. Sie wußte ganz genau, weshalb der Schlächter hinter dem Dorf entlang gefahren war. Es mußte ihm wohl bekannt sein, daß sie um diese Zeit, wo die Frühlingssonne hinter dem nahen, hochstämmigen Föhrenwald ver-

glühte, stets im Garten arbeitete, um das Gemüse zu pflanzen, das Abends nicht so reich unter den Händen vertrauend konnte, wie in der heißen Tagessonne. Als sie endlich alle Pflanzen eingedrückt hatte, richtete sie sich mühsam auf. Ihren Rücken konnte sie nicht mehr ganz gerade brücken; doch den Kopf mit den gebörrten, eingefallenen Waden trug sie eigensinnig aufrecht.

„Na, Mutter Lohmann, wie is't denn jetzt mit den Schweinen?“ fragte er unvermittelt.

Sie schien die Frage erwartet zu haben. „Jau, Se weeten jau; Stück for Stück sösendreißig.“

Der dicke Mann wurde erregt. Er suchte mit seinen Armen, daß sein dünner Staubmantel aufplatterte: „Ne, ne! Mutter Lohmann, wie können Se so unmenslich sein? Dat macht ja for drei Stück hundertundacht Dhaler!“

Sie sah ihn ruhig an: „Drei Stück sind all man nich mehr.“

Er erschraf. Vorwurtsvoll sagte er: „Na, Mutter Lohmann; dat's aber nich schön! Ich dachte, wir beide sind alte Freunde, id' habe Ihnen doch schon so manches abgekoost und immer gut bezahlt. Dat müssen Se selbst sagen. Und nun machen Se hinter meinem Rücken sonn Kassoren. Nu lassen Se't eenen Andern zukommen!“

„Jau, jau! Dem Seerensfeber,“ nickte die Alte.

„Eus hat'n Rothlauf gekragt.“

„Sehn Se, sehn Se!“ machte der Schlächter triumphirend. Betrübt setzte er hinzu: „Dat schöne Vieh! Nu hat's doch nig inbracht!“

„Na, wollen Se nich ein bisken inträten?“ fragte die Alte. Der Schlächter hatte einen Strang seines Pferdegeschirrs ab und kam durch die angelehnte Thür herein. Stillschweigend gingen sie nach dem Hause, dessen gestülptes Schinddach über die kleinen, winkligen Stallgebäude ragte, wie die Herne über ihre Klüchlein. An jeder Seite des Hauses war ein kleiner Stall oder ein Schuppen oder ein Schuttdach angelehnt. Jede Handbreit der Hausmauer war als Stützpunkt ausgenutzt. Wie in Trauer hatte der Schlächter seinen Kopf hängen lassen, als er der Alten folgte. Er sah erst auf, als ihn ein alter Mann anrief, der, mit einer kurzen Porzellanspiße im Munde, aus einem der niedrigen Hinterfenster des Hauses sah.

„Ah, n' Dag oof, n' Dag oof!“ Herr Lohmann!“ sagte der Schlächter und reichte ihm die Hand. Ueber das Gesicht des Alten glitt es wie Verliebtheit. Er machte in seiner phlegmatischen Ruhe ganz den Eindruck des Herrn dieses Hofes. Doch als ihn der Schlächter fragte: „Wat meenen Sie zu den Schweinen?“ lachte er nur. Durch Augenblinzeln wollte er sich die Bedeutung eines Schlanlopfes geben. Aber seine Frau achtete nicht darauf, sondern rief den Schlächter: „Herr Jahn! Hier, siefen Se, Alle sien noch frisch und kloar, wie 'ne Stadthungfer. Keen rothen Fleck nich haben Se.“

„Ja, ja, aber mehr als zweieunddreißig kann id' nich geben.“

„Ne, sösendreißig!“ Damit warf sie den Dadel des Schweinefobens wieder zu. „Jetzt grab, wo was verreckt ist. Dat muß doch wedder rut kamen.“

„Aber... ehe die andern auch noch freipren...“

„Ne, ne! dat giw't nich! De sin frisch un munter.“

Sie stampfte in einem Voittich Grünzeug für die Schweine. Der Schlächter ging unruhig auf und ab. „Aber bedenken Se doch, ch' Se Alles verlieren! Stück für Stück zweieunddreißig blaue Dhaler!“ Er klapperte mit dem Geld, das er über dem Bauch in einer Ledertasche trug.

„Ne, ne! Sösendreißig!“ antwortete sie, ruhig weiterstampfend.

„Na, denn meinswegen dreieunddreißig!“ schimpfte der Schlächter.

„Ne, ne! Sösendreißig!“ beharrte die Alte.

„Aber... Vater Lohmann,“ wendete er sich an den Alten, „jagen Sie mal, das ist doch aller Ehren werth. Ich kann doch nicht mehr geben!“

Der Alte lächelte nur wieder in seiner halb blöden, halb piffigen Weise.

„Na?“ fragte der Schlächter, nach dem Garten sehend.

„Sösendreißig!“ antwortete die Alte.

„Denn god' Raadt!“ sagte der Schlächter ärgerlich und ging. Sie rief ihm freundlich nach: „Kommen's good nach Ous!“

Gleich darauf hörte sie, wie er auf sein Pferd einschlug und in die Dämmerung hineinjagte mit seinem leeren Wagen.

Nach drei Tagen, die Vormittagssonne schien hell, kam er wieder hinter'm Dorf entlang gefahren. Die Alte öffnete die Gartenthür und trieb ein Schwein vor sich her, das roth und feurig glänzte.

„Rann?“ rief er bestürzt. „Mutter Lohmann?“

„Zeer, dat Dings het em nu oof,“ antwortete sie gelassen. „Et shall sich n bisken jomen.“

„Na... also, dreieunddreißig.“

„Ne, sösendreißig!“ meinte sie, das Schwein auf den Sandhügel treibend, der sich nach dem Walde hin aufzog. Er fuhr wüthend davon.

Am nächsten Tage kam er, als Lohmann's beim Mittagessen sahen, in die Stube: „Also vierunddreißig.“ „Nu ist dat annere oof rothblausch,“ sagte die Alte, ohne eine Miene zu verziehen und in aller Gemüthlichkeit die Kartoffeln abschälend. „Södden Se man sösendreißig gewen. Nu is de Schaden doa!“ —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.